



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 1. Die homerischer Religion : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hellenentum und Christentum

1. Die homerische Religion

(Schluß)



Burdhardt meint, als Stützen der Moral seien die polytheistischen Religionen nicht viel wert. Wohl wahr, aber daraus folgt nicht, daß die polytheistischen Völker unmoralischer sein müßten als die monotheistischen. Die alten Germanen sind nicht unmoralischer gewesen als die alten Juden, den Hindu begeistert seine Religion zu den wunderbarsten asketischen Kraftleistungen, und die heutigen Protestanten behaupten zwar, sie seien moralischer als die einem abgeschwächten Polytheismus huldigenden Katholiken, aber den statistischen Beweis für ihre Behauptung haben sie noch nicht erbracht. Auch beruht die stärkere moralische Wirkung des Judentums und des Christentums nicht eigentlich auf der Idee des einen Gottes, die sich zudem für den Christen in eine Dreiheit gespalten hat, sondern auf etwas anderm. Die genannten beiden Religionen sind nicht Erzeugnisse des Volksgeistes, sondern geoffenbarte Religionen, treten denen, die sie annehmen, oder denen sie aufgezwungen werden, als unfehlbare Autoritäten gegenüber und vermögen ihnen dadurch, wo die Besserung nicht gelingt, wenigstens ein böses Gewissen und die Hölle heiß zu machen. (Die Berechtigung des unzeitgemäßen Wortes Offenbarung soll später nachgewiesen werden; vorläufig bitte ich die beleidigte Wissenschaft um Entschuldigung.) Die Griechen dagegen haben sich ihre Götter selbst geschaffen, und als ein heiteres und lebenslustiges Volk haben sie sich Götter gemacht, vor denen sie sich weder zu genieren noch allzusehr zu fürchten brauchten und mit denen sich leben ließ, wie Burdhardt sagt. Daß das in moralischer Beziehung bedenklich sei, hat Aeschylus hervorgehoben, indem er die Athener in den Cumeniden mahnt, nicht alles Furchterregende von sich zu entfernen. Soweit die Götter sittliche Eigenschaften haben, sind diese ihnen von ihren Schöpfern geliebt. Die Götter sind eben auch darin Abbilder der Menschen, und wie denn das Geschöpf natürlich hinter dem Schöpfer zurückbleibt, so stehen die Götter in der Moral einige Stufen unter den Menschen, während der jüdische und der christliche Gott mit seiner furchterregenden Heiligkeit in unerreichbarer Höhe über ihnen thront. Aus der Entstehungsweise der griechischen Götter darf man aber nicht materialistisch folgern, daß der olympische Himmel bloß ein müßiges Spiegelbild ohne Wesenheit und Wirklichkeit, ohne Sinn und

Daseinszweck wäre. Sobald der Mensch nachzudenken anfängt, findet er unter anderm, daß er sich mit seinen leiblichen und geistigen Eigenschaften und Kräften nicht selbst gemacht hat, und dann findet er weiter, daß der Geist mit seinen Ideen unmöglich das Erzeugnis eines brodelnden Chaos von materiellen Stoffen sein könne, daß es also eine höhere und eine höchste Vernunft geben müsse, von der die seine ein Teil, ein Strahl oder ein Geschöpf ist. Nicht den höchsten Geist, von dem der Mensch selbst ein Geschöpf ist, hat die griechische Phantasie geschaffen, sondern nur die kindliche Form, in der sie sich ihn vorstellt. Als natürliche Offenbarung hat die christliche Theologie und Philosophie von Paulus bis Kant diese Vernunftthätigkeit des hellenischen Geistes anerkannt. Ein übrigens sehr wohlwollender Rezensent der „Drei Spaziergänge“ (vorjährige Nr. 139a der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Beilage) hält die Schlüsse, die ich aus den Tragikern auf die athenische Volksmoral gezogen habe, für unzulässig; die Weltanschauung der Tragiker sei unvollständig gewesen, ihr Ursprung in Dunkel gehüllt, sie stamme aber wahrscheinlich aus dem Orient. Was aus dem Orient stammt, davon wird noch die Rede sein; gerade die Moral ist es am wenigsten, abgesehen von solchen Erscheinungen wie dem asketischen und vegetarischen Hippolytus des Euripides. Vorläufig frage ich nur: Wo gehörte denn blenden, verstümmeln, pfählen, lebendig verbrennen, zersägen und schinden zur Praxis der Strafjustiz, des Kultus und des Kriegs, in Hellas oder im Orient? Wo findet man auf hellenischen Denkmälern Martyrerszenen abgebildet und dem Könige Köpfe vorzählende Hauptleute wie auf den assyrischen, und wo findet man unter den morgenländischen Darstellungen ein freundliches und liebliches Tieridyll wie auf der Gemme, die Milchhöfer Seite 38 wiedergibt? (Zwei Kühe, die ihre säugenden Kälbchen belecken.) Und wo herrscht ein geordnetes Familienleben und ein heiliger Ehebund, am Herd der griechischen Heroen oder in den Harems der assyrischen, der jüdischen und der persischen Sultane?

Das dem griechischen Volksgemüt im Unterschied vom orientalischen Eigentümliche bleibt nun einmal die Humanität, und sie offenbart sich gleich in den homerischen Gedichten mit solcher Kraft und so deutlich, daß damit ihre Ursprünglichkeit hinreichend bewiesen ist. Man denke nur an den Abschied Hektors von Andromache, an das Wiedersehen von Odysseus und Penelope, an das Wiedersehen von Odysseus und Laertes, an Akinoos und Arete, an Naupikaa und ihre Brüder (als Folie nehme man die Familiengeschichten im Hause Davids und die der persischen Könige hinzu), an den Besuch Priams bei Achill, an die Zärtlichkeit, mit der der treue Phönix den kleinen Achill gepflegt hat, an die Stellung, die Eumäus und Eurykleia im Haushalt ihrer Herrschaft einnehmen, an die Begrüßung des Telemach durch Eumäus, an die Hochherzigkeit und Zartheit, mit der die Gastfreundschaft geübt wird, und an die Behandlung der Bettler (sogar die übermühtigen Freier entsetzen sich, als Antinoos den Odysseus mit dem Schemel wirft, und dieser die Götter und die Erinyen der Bettler anruft: denn diese gehören doch dem Zeus,

und es könnte ein Gott sein, der in Bettlergestalt die Menschen zu prüfen erschienen ist!). Wer nicht einsieht und nicht anerkennen will, daß er in diesen Szenen die wesentlichen Elemente der Humanität beisammen hat, daß er sie hier deutlicher ausgeprägt und wirksamer hat, als Bände moderner Predigten und Abhandlungen über Ethik sie ihm bieten können, mit dem ist nicht zu streiten.

Und diese Lichtbilder heben sich nicht etwa als Ausnahmen von einem dunkeln Hintergrunde ab, sondern sie treten nur als Glanzpunkte eines im ganzen gleichartigen Kulturzustands hervor. Gleich den Göttern erzürnen sich auch die Menschen Homers leicht, versöhnen sich aber auch wie die Götter gern und sind nach kurzem Aufbrausen sofort wieder freundlich gegeneinander. Hartnäckig Zürnende werden von weisen Alten wie Nestor und Phönix mit lieblicher Rede wie mit linderndem Öl behandelt. Innige und treue Freundschaft verbindet die Männer. Die Diener und die Knechte werden freundlich und achtungsvoll behandelt, zum Teil als Kriegskameraden; Sklaverei ist ihr Verhältnis zum Herrn kaum zu nennen. Zum Teil sind sie freie Lohnarbeiter, zum Teil im Kriege erbeutete oder von Kriegsleuten und Seeräubern gekaufte Leibeigene. Sind sie als Kinder gekauft worden, so werden sie von der Herrin mit deren eignen Kindern erzogen; dem mannbaren Diener vermählt der Herr eine Frau, mit der er in ordentlicher Ehe lebt. Akert ein Knecht, so steht auf dem Rain ein anderer bereit, der ihn bei jeder Wendung des Pflugs mit einem Schluck Wein labt (ein Brauch, der im Mittelalter am Rhein wiederkehrt). Wohl ist die Arbeit der Magd an der Mühle schwer, aber von überlanger Dauer nur in außergewöhnlichen Fällen, z. B. im Hause des Odysseus, wo die zahlreichen Freier täglich schmausen; ihnen, nicht ihrer Herrschaft, wünscht die Müllerin, deren Worte Odysseus als gute Vorbedeutung auffaßt, den Untergang. Verwaiste Kinder haben gleich ihren des Gatten beraubten Müttern wohl manchmal Schweres zu erdulden, aber keine unmenschlichen Grausamkeiten. Trotz der Nähe des grausamen Orients kommt in den beiden homerischen Gedichten nur eine Handlung von orientalischer Scheußlichkeit vor, die Bestrafung des Melantheus; aber dieser hatte auch seinen Herrn durch Verhöhnung und körperliche Mißhandlung des in Bettlergestalt Erschienenen, durch sein offnes Bündnis mit den Freiern und seinen an dem schon Erkannten geübten Verrat auf das höchste gereizt. Die Freier, obwohl übermütige Freveler, verüben doch an den lästigen Bettlern keinen grausamen Frevel, sondern drohen nur, sie dem Unhold Echetes zu schicken, der solche zu verüben pflege. Außer Thersites kommt kein widerlicher und häßlicher Charakter vor; die Freier sündigen aus Jugendübermut, und den ebenfalls noch jungen Melantheus entschuldigt die starke Versuchung einigermaßen, die darin liegen mußte, daß er, der Knecht, von den Herren als Kamerad behandelt wird.

Die Helden sind allesamt sympathisch und mehrere von ihnen zu Vorbildern der Jugend geeignet. Telemach z. B. ist ein reiner Jüngling voll Mut, hohen Strebens und Güte, der jedoch seine Gedanken, seine Wünsche

und sein Feuer aus Bescheidenheit wie aus kluger Vorsicht zu bezähmen und zurückzuhalten versteht. In äußerst schwieriger Lage behauptet er sich, sein bedrohtes Eigentum verteidigend, ohne die Pietät gegen die Mutter, die unschuldige Ursache der Verwüstung, anders als manchmal in ungeschickten Worten zu verletzen; ihr Zwang anzuthun, wozu er berechtigt wäre, erlaubt weder seine kindliche Liebe, noch seine Furcht vor den Göttern. Achill ist etwa zehn Jahre älter als Telemach. Des Vaters Mahnung — immer der erste zu sein und vorzustreben den andern — gehorchend und aus eignem Antriebe hat er von der Kriegsarbeit immer den schwersten Teil auf sich genommen. Daß er im Rat hinter andern zurücksteht, bekennt er offenherzig. Seinem ungestümen Temperament gemäß ist er im Zorn unversöhnlich, läßt ihn aber die Boten seines Beleidigers nicht entgelten, sondern ist gegen Agamemnon's Freunde so freundlich wie gegen jeden andern, der ihm nichts gethan hat. Auch im Kriege versteht er zu schonen und Milde zu üben; erst nachdem Patroklos gefallen ist, wird er hart und unerbittlich, teils aus Rachegefühl, teils weil er dem Verstorbenen blutige Opfer zu schulden glaubt, teils in der Erwägung, daß ihm selbst und unzähligen andern, da Patroklos jung habe sterben müssen, dasselbe Schicksal beschieden sei, eigentlich kein Mensch den Anspruch auf ein langes Leben erheben dürfe; in solcher Gemütsverfassung ersticht er, ganz ohne Haß, den um Gnade flehenden jungen Lykaon, dem er früher schon einmal das Leben geschenkt hat. Den Patroklos betrauert er so leidenschaftlich, daß er weder essen noch trinken noch seinen abichtlich mit Schmutz bedeckten Leib waschen mag. Leichtere Unmutsanfalle lindert er mit Saitenspiel und Gesang. Im höchsten Zorn verübt er an Hektors Leiche Dinge, die vom Dichter wiederholt als unwürdig getadelt werden. Zum Teil thut er es aus Aberglauben, denn nachdem er den Leichnam dem freundlich empfangnen Priamus ausgeliefert und für die würdige Bestattung elftägige Waffenruhe bewilligt hat, glaubt er die Seele des Patroklos um Verzeihung bitten zu müssen. In sein Verhängnis fügt er sich zwar und scheut nicht den Kampf, von dem er weiß, daß er ihm den Tod bringen werde, aber er macht kein Hehl daraus, daß er lieber in Ruhe und ohne Ruhm daheim alt werden möchte, und ist auf die Götter, das Schicksal und die ganze Weltordnung nicht gut zu sprechen. Unbedingte Aufrichtigkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit gehören zu seinen hervorstechendsten Charakterzügen.

Odyssens, ein Mann in den vierzigen, ist das Musterbild männlicher Tüchtigkeit. Starken Armes und starken Geistes, die ehernen Waffen und den Bogen mit derselben Virtuosität handhabend wie die Waffe des Wortes, in der gefährlichsten und verzwicktesten Lage nicht verzweifelnd, ist er im Kriege und in der Ratsversammlung gleich gut, auch überall sonst und zu allem zu gebrauchen. Er erklärt sich zu jedem Knechtsdienste bereit, macht Feuer an, zimmert sich sein Ehebett und sein Floß, erbietet sich zu einem Wettmähen und Wettpflügen. Daraus sehen wir nebenbei, daß die Männer ihre Zeit im Frieden keineswegs bloß mit Schmausen, Tanzen und gymnastischen Spielen

zugebracht, sondern gearbeitet haben. Auch der greise Laertes arbeitet noch wie ein Knecht in seinen Obst- und Weingärten; den Sohn hat er schon in frühester Jugend zu solcher Arbeit angeleitet. Die ihm Böses thun, denen ist Odysseus ein furchtbarer und unveröhnlicher Feind, dagegen können sich seine Freunde auf ihn verlassen. Als Herrscher hat er in der kurzen Zeit seiner Regierung mild und gerecht gewaltet, und seine treuen Diener haben ein gemächliches Alter zu erwarten und werden von ihm als liebe Freunde behandelt. Auf seinen Vorteil ist er klug und eifrig bedacht. Geschenke zu nehmen schämt er sich nicht im mindesten, und er zählt, auf Ithaka angekommen, die von den Phäaken empfangnen Stücke genau nach, argwöhnend, es sei ihm davon etwas wegstiebt worden. (Achilleus dagegen macht sich nichts aus kostbaren Geschenken.) Sehr freut es ihn, daß Penelope den Freiern Geschenke ablistet und so seine Habe mehrt. Auch ein bißchen Raub nimmt er gern mit. Sein Einfall bei den Rikonen, die ihm gar nichts gethan haben, ist der häßlichste Fleck auf seinem Ehrenschilde, doch scheint er den Sturm, den ihm Zeus darauf sendet, als gerechte Strafe dafür anzuerkennen. Übrigens sind Raubzüge in jedem Heroenzeitalter selbstverständlich; Menelaos rühmt sich, durch Beute ein reicher Mann geworden zu sein, und Nestor fragt die ankommenden Ithazenser, ob sie Geschäfte haben oder Seeräuber seien, wie man heute einen fragt, ob er in Geschäften oder zum Vergnügen reist. Die Virtuosität des Odysseus im Lügen, das aber nicht plumpe Lügen, sondern nur Bethätigung seiner erfindungsreichen Phantasie, liebenswürdiges poetisches Fabulieren und als solches eine der schönsten, freilich auch der gefährlichsten Gaben des griechischen Geistes ist, ist schon erwähnt worden. Sie ist eines der beiden Hauptmittel, mit denen er seine Pläne durchführt und allen Gefahren entgeht; das andre ist seine vollendete Selbstbeherrschung, mit der er sich auch, wenn er Fußtritte zu erdulden hat, die geeignete Zeit der Rache aber noch nicht gekommen ist, zum Stillhalten zwingt und mahnt: Dulde, mein Herz, schon Schlimmeres hast du erduldet.

Die Frauengestalten Homers beschreiben, hieße Eulen nach Athen tragen. Nur an einen der feinsten Züge, die Homer im Bilde der hehren und lieblichen Penelopeia angebracht hat, soll erinnert werden. Als das Gräßliche unten im Männersaale beginnt, versinkt sie in süßen Schlummer. Wie sie nach dem Erwachen hinunterkommt, findet sie keine Spur mehr des Unrats und des Schreckens: die Leichen sind hinausgeschafft, die Räume rein gescheuert, die Sieger haben sich gewaschen; kein Tröpflein Blut oder Schmutz darf den weißen Schleier verunreinigen und die Augen der Holden, Keinen beleidigen. Wie anders die Brunhilden und die Chriemhilden!

Sogar der Krieg erscheint in der Ilias noch menschlich. Solche Zerreißungen und Verstümmelungen, wie sie die Kanonenkugeln bewirken, kamen ja vor der Erfindung der Feuerwaffen überhaupt nicht vor. Homer bringt nun aber den hellenischen Abscheu vor allen Greuelstzenen noch dadurch zum Ausdruck, daß er das Schlimmste von dem, was doch auch bei der damaligen Bewaff-

nung manchmal vorgekommen sein muß, verschleiert. Es giebt bei ihm kein langes Leiden und keine lebenden Verstümmelten. Fleischwunden werden rasch vom Arzte geheilt, sodaß die Verwundeten schon am andern Tage wieder in den Kampf ziehn können. Wird einer schwer verwundet, so trägt ihn entweder ein Gott aus der Schlacht und stellt ihn vollkommen wieder her, oder er stirbt augenblicklich, sogar wenn ihm nur ein Arm abgehauen worden ist. Die Schlacht gewährt Lust als ein gefährliches Kampfspiel, worin der Held seine Kraft und Geschicklichkeit erprobt, Ruhm und Beute gewinnt, und in der Muskel- und Willensspannung, im betäubenden Tumult und Getöse ein erhöhtes Lebensgefühl genießt, aber das Morden, Verwunden und Verstümmeln bereitet ihm kein Vergnügen, und auch auf das, was der Krieg an angenehmer Aufregung, an Ruhm und Beute bietet, würden alle gern verzichten, wenn sie nur mit Ehren heimziehn könnten. Bald ja, meint Odysseus, stelle sich im Schlachtgetümmel Übersättigung ein; Achäer und Troer freuen sich gleicherweise, als ein Zweikampf zwischen Alexander und Menelaus den „jammervollen“ Krieg zu beendigen verspricht, und der Letztgenannte schilt die Troer übermütig, weil sie die Schlacht nicht satt bekommen; bekomme man doch den Schlaf und die Liebe, Musik und Tanz satt, was alles viel begehrenswerter sei als der Krieg. Eben der Überdruß am Krieg und seine lange Dauer machen die Griechen so wild, daß Agamemnon einmal um Gnade flehende Jünglinge mordet und das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen droht, wenn man Troja endlich haben werde. Giftpfeile mag aus Furcht vor dem Zorne der Götter nicht jeder gebrauchen.

Entscheidend für die Abschätzung des sittlichen Gehalts der Homerischen Welt ist ihr Familien- und Gemeindeleben. Der Liebesgenuß wird als höchstes Erdenglück gefeiert, das Geschlechtsleben aber als etwas Heiliges mit der äußersten Zartheit behandelt. Die Männer sind schamhaft, auch wenn sie unter sich und sonst übermütig sind (Od. 18, 76). Die Jünglinge werden von den Eltern beizeiten vermählt,*) und es findet sich keine Spur, daß vor der Vermählung illegitimen Umgang zu pflegen gebilligte Sitte gewesen wäre. Das Treiben der Freier mit zwölfen von den fünfzig Mägden des Odysseus wird als ein Frevel angesehen, und Telemach knüpft die leichtfertigen Frauenzimmer auf, weil sie auf sein und der Mutter Haupt Unehre gehäuft hätten und deshalb eines reinen Todes nicht wert seien. Für die Gattin versteht sich fleckenlose Treue von selbst. Helena wird als Werkzeug eines Götterbeschlusses mit der Verblendung durch Aphrodite entschuldigt, Klytämnestra aber erfährt uneingeschränkte und mitteillose Verurteilung. Penelopen würde die Sitte erlaubt haben, ihren Gemahl für verschollen zu erklären und sich wieder zu vermählen, oder sich von ihren Eltern wieder vermählen zu lassen, und ihr Sohn hätte das Recht gehabt, sie nach Hause zu schicken und sich so der Schmarozer zu

*) Allein von wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt, empfehlen Hesiod und Solon den Männern, sich um das dreißigste Jahr zu verheiraten.

entledigen. Doch wird diese Roheit der Sitte durch das Zugeständnis gemildert, daß es ihr freisteht, den zweiten Gemahl selbst zu wählen. Daß den ersten die Eltern bestimmen, erscheint nicht in dem Grade als Vergewaltigung der Persönlichkeit, wie es heute oft der Fall ist. Denn die Menschen waren damals nicht so differenziert wie heute. Von gutem Stamm, unverkimmert und unverkrüppelt aufgewachsen, waren sie alle gesund, kräftig, wohlgebildet, von gleichem Benehmen und hatten dieselbe Lebensansicht, führten dieselbe Lebensweise, wurden nicht durch einseitige Berufsarbeit verbildet; hauptsächlich in der geistigen Begabung unterschieden sie sich voneinander. Auch suchte man der Tochter einen Bräutigam von passendem Alter aus, und es konnte also nicht leicht vorkommen, daß eine Jungfrau physischen Ekel oder sonstigen Widerwillen gegen den erkornen empfunden hätte. Die individuelle Liebe erwuchs dann aus dem Zusammenleben in der Ehe, und in Penelope wird sie so stark, daß sie noch nach zwanzig Jahren nicht aufhören kann, den geliebten Gemahl zu beweinen, daß sie nach ihm schmachtet und vor der Nacht der zweiten Vermählung als vor etwas entsetzlichem zurückschauert, obwohl ihr Odysseus selbst beim Scheiden gesagt hat, sie solle, wenn er nicht wiederkomme, einen andern Mann wählen, sobald dem Sohne der Bart sproßt. Die Männer hatten Gelegenheit, oft wohl auch Lust, mit einer ihrer zahlreichen Mägde zu verkehren, und kein Gesetz verbot es ihnen, aber entweder unterließen sie es aus Scheu vor der Frau, oder wenn sie es wagten, hatten sie zu fürchten, daß der Sohn die Ehre der Mutter rächen werde.

Bei längerer Abwesenheit, namentlich im Kriege, legte keine Sitte dem Manne Enthaltbarkeit auf, und am wenigsten war bei vieljährigem Aufenthalt im polygamen Aften an solche zu denken; aber das Leben mit den erbeuteten Mädchen wurde doch immer als ein trauriger Notbehelf empfunden und befriedigte die Männer nicht. Wer auch nur einen Monat von der Gattin entfernt ist, sagt Odysseus im Kriegsrat, der weilt schon unmutig bei den Schiffen, und Achilleus, dem es nicht an weiblicher Kriegsbeute fehlt, sehnt sich danach, daheim in ordentlicher Ehe zu leben und in Eintracht mit der Gattin sich des vom Vater aufgehäuften Reichtums zu freuen. Mit den gefangnen Jungfrauen wird übrigens nicht so roh verfahren wie im Orient oder wie in neuern Zeiten mit den der Prostitution verfallnen. Als Agamemnon dem Achilleus die Briseis zurückschickt, schwört er einen furchtbaren Eid, daß er niemals ihrem Lager genahet sei. Briseis hat ungerne das Zelt des Achilleus verlassen, wo der freundliche Patroklos sie mit herzlichen Worten über den Verlust der Eltern, Verwandten und der Freiheit getröstet und ihr versprochen hatte, daß Achill sie in der Heimat zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machen werde. Erbeutete Frauen werden allerdings sehr geschätzt, aber nicht als Gegenstände des Sinnengenusses, sondern um ihrer Arbeitskraft und Kunstfertigkeit willen als unentbehrliche Bestandteile eines großen Hauswesens, die auf andre Weise als durch Raub oder durch Kauf von Geraubten nicht zu beschaffen waren; man brauchte eben doch Müllerinnen, Bäckerinnen (das Kochen oder vielmehr

Braten besorgten die Herren mit Hilfe von Dienern höchst eigenhändig), Wäscherinnen, Dienerinnen der Frau, Spinnerinnen, Weberinnen und Stickerinnen. Das Leiden der Sklaverei bestand also für die Frauen nur in der gewaltsamen Trennung von den Ihrigen, und wenn sie edel geboren waren in der Erniedrigung, nicht in der Arbeit, da die vornehmen Frauen selbst mit ihren Mägden zu arbeiten pflegten (ebenso wie die Herren mit den Knechten), nicht in roher Behandlung und namentlich nicht in frecher Verletzung der Frauenehre. Für gewöhnlich wenigstens. Bei der Erstürmung einer Stadt freilich mochte es, namentlich wenn die Sieger durch langen Widerstand erbittert und durch lange Entbehrung leidenschaftlich erregt waren, wüßt genug zugehn (St. 2, 355), wenn auch nicht so wüßt wie im Dreißigjährigen Kriege und beim Einfall von Mélacs Horden in die Pfalz, und vielleicht nicht wüßter, als gegenwärtig den Zeitungen nach in manchen Gegenden des Burenlandes. Aber keineswegs wird so wüßtes Treiben als etwas erfreuliches begehrt, sondern nur als eine traurige Notwendigkeit hingenommen. Begehrt als höchstes Glück wird auch vom Manne nur das geordnete Familienleben. Den Phäaken, von denen Odysseus so viel Gutes genossen hatte, wünscht er zum Abschied: Beglückt die Weiber der Jugend und die Kinder! Der Naufikaa wünscht er gleich bei der ersten Begrüßung, wo er ihr als Hilfseslehender naht: „Mögen die Götter dir schenken, so viel dein Herz nur begehret, einen Mann und ein Haus, und Frieden euch gewähren und glückliche Eintracht; nichts ist wahrlich so wünschenswert und erfreulich, als wenn Mann und Weib einmütig ihr Haus verwalten: dem Feinde ein Ärger, den Freunden eine Bönne.“ Und Penelope meint nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten Manne, die Götter hätten ihnen wohl Elend beschert, weil sie ihnen das übergroße Glück, zusammen ihre Jugend zu genießen und in aller Ruhe der Schwelle des Alters zu nahen, nicht gegönnt hätten. Höchst charakteristisch ist es, daß Odysseus in zehnjährigem Kriege und zehnjähriger Irrfahrt nicht verwildert. Nicht erfreuen ihn die Göttinnen, die, weit schöner als seine Penelope, sich ihm schenken und ihn zu fesseln suchen. Weinend sitzt er am Ufer und sehnt sich, nur den Rauch seines Hauses zu sehen, verlangt nach Haus, Weib und Kind wie der ermüdete Pflüger bei sinkender Sonne nach der Nachtkost.

Nicht minder innig als das Verhältnis der Gatten zu einander ist das zwischen den Geschwistern und zwischen Eltern und Kindern. Die Mutter des Odysseus ist aus Gram um den abwesenden Sohn gestorben, und er sucht mit heftigem Verlangen dreimal vergebens ihren Schatten zu umarmen. Mit zartester Rücksicht wird sein Vater Laertes, der in seiner Betrübniß über den vermeintlich Verlorenen das Leben eines Knechtes führt, von Schwiegertochter und Enkel behandelt. Die Stellung der Frau im Hause kann uns Penelope, die in außergewöhnlichen Verhältnissen lebt, nicht veranschaulichen. Wir sehen sie aber im Hause des Menelaus, wo Helena, neben dem Gatten sitzend und mit Handarbeit beschäftigt, an den Gesprächen der Männer teilnimmt, und in dem des Alkinoos, wo der Hilfseslehende, Naufikaa's Weisung folgend, an dem König

vorbeigeht und die Kniee der Königin umfaßt, weil von dieser die Entscheidung abhängt.

Dem würdigen Gemütsinhalt der Familie entspricht die würdige äußere Fassung. Das Haus ist wohlgebaut und geräumig, für alle Zwecke hinreichend, in Säle, Kammern und Hallen abgeteilt, bei Reichen mit metallnen Beschlägen verziert und mit kostbarem Gerät und Kunstwerken ausgestattet. Die Vorratskammern sind mit allem Nützlichen und Erfreulichen gefüllt, in Truhen verwahrt man kostbare Gewänder. Die Wirtschaftsgebäude des Hofes bieten Platz für die Wagen und die Kasse. Um den Hof ziehn sich die sorglich gepflegten Obst- und Weingärten, die wohlbestellten Acker, weiter hinaus liegen die Hürden der Rinder-, Schweine-, Ziegenherden mit den Wohnungen der Hirten. An die Gehöfte des Königspalastes schließt sich die Stadt an, deren Bewohner wir uns als Ackerbürger zu denken haben. Sie wird vom König unter Mitwirkung der Ältesten regiert, und in wichtigen Fällen entscheidet die Volksversammlung. Bricht Zwietracht aus, so führen die Götter eine Versöhnung herbei. Zeus gebietet: „Weil er nunmehr die Freier gestraft, der edle Odysseus, schwöre man heiligen Bund; er bleib ihr König auf immer; wir dann wollen der Söhn' und leiblichen Brüder Ermordung tilgen aus aller Geist; man liebe sich unter einander so wie zuvor, und es sei Friede und Wohlstand befestigt.“ (Freilich gehört, wenn ich nicht irre, der Schluß des vierundzwanzigsten Gesangs zu den Abschnitten, die von der neusten Kritik für spätere Einschießel erklärt werden.) Daß das gesellschaftliche Leben von den Göttern geordnet werde, und zwar nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit, glaubt man nicht sowohl, als man es fordert, wie besonders aus der unmutvollen Rede Telemachs in der Volksversammlung hervorgeht, wo er, den Zeus und die Themis anrufend, den Freiern mit dem Zorne der Götter droht, und aus dem Ausrufe des Laertes: „Vater Zeus, so lebt ihr also doch noch, ihr Götter im hohen Olymp, wenn es wahr ist, daß die Freier ihren ruchlosen Übermut gebüßt haben!“ Nicht ohne zwingende Not greift der Gottesfürchtige zur Gewaltthat; nicht vor Gott recht (*δοτή*) ist's, andern schlimmes bereiten, sagt Penelope zu Antinoos, und als Eurykleia beim Anblick der Leichen in Jubel ausbricht, verweist es ihr Odysseus mit den Worten: „Im Geiste freue dich, Alte, aber den lauten Jubel halte zurück; über erschlagne Männer jauchzen ist nicht *δοτή*; diese hat der Götterratschluß (es ist eine der Stellen, wo die *Moira* nichts andres bedeutet als den Götterwillen) und ihre eigne Ruchlosigkeit überwältigt.“ Diesem griechischen Leben dient zur Folie die Schilderung der Cyclopen, der gefesselten Frevler und Menschenfresser, die in Höhlen leben, ihre Weiber und ihre Kinder nach Gutdünken richten, sich um einander nicht kümmern, weder Gesetz noch Ratsversammlung kennen, weder Acker- noch Gartenwirtschaft treiben, sondern nur die Milch ihrer Herden genießen und die Früchte, die die Erde von selbst hervorbringt.

Nun wird man freilich sagen, ja, die Ilias und die Odyssee sind doch eben nur Gedichte, und so wenig der Olymp Wirklichkeit gewesen ist, so wenig sind

es die Paläste und die Städte des Menelaus, des Akhilleus und des Odysseus. Darauf ist zu erwidern: Wenn schon die Götterwelt Homers nichts anderes ist und gar nichts anderes sein kann als ein Spiegelbild der Welt, die er um sich sah, so kann seine Menschenwelt erst recht nichts anderes sein. Kein Dichter kann die Geschöpfe seiner Phantasie anderswoher nehmen als aus der Wirklichkeit, die er kennt, und dem Griechen des neunten oder des achten Jahrhunderts vor Christus mit seinem beschränkten Gesichtskreise standen nicht, wie einem heutigen Dichter, alle Völker der Erde, alle Zeiten und Kulturstufen zur Verfügung. Idealiert hat er natürlich; er ist ja nicht Chronist, sondern Dichter. Weder sind alle Menschen so schön, noch alle Paläste so glänzend und reich ausgestattet gewesen, wie er sie schildert (obwohl die Altertumsforscher aufgehört haben, über den Aufschneider und Phantasten zu lachen, seitdem Schliemann und seine Nachfolger so große Schätze an Gold und Kunstwerken zu Tage gefördert haben). Kein Held jener Zeit hat so übermenschliche Heldenthaten verrichtet, wie die Ilias von Achilleus erzählt, und keine noch so große Mädgeschar hätte den durch eine förmliche Schlacht verwüsteten Männeraal des Odysseus in ein paar Stunden bligblank zu putzen vermocht. Auch sind sicherlich nicht alle Ehen ohne Ausnahme Musterehen, nicht alle Jünglinge so rein wie Telemach gewesen, und es wird in Häusern, wo fünfzig ledige Mägde mit ebensoviel Knechten zusammenlebten, oft liederlich genug zugegangen sein, die Herren aber werden sich gehütet haben, durch ein Strafgericht, wie das von Odysseus und Telemach vollstreckte, einen großen Teil ihres Vermögens zu vernichten. Die alten Hellenen sind eben doch auch nur Menschen gewesen. Aber es waren Menschen, die reines, geordnetes und schönes Leben kannten, es liebten und erstrebten; hätten sie es nicht gekannt, so hätten sie es nicht erstreben können, denn ignoti nulla cupido. Das Ideal ist niemals Wirklichkeit, aber aus den Idealen eines Menschen, eines Volkes kann man mit Sicherheit auf seine Wirklichkeit schließen. Man halte das Alte Testament gegen die homerischen Gedichte! Nach der Überzeugung der neuern Forscher enthalten auch dessen historische Bücher mehr Sage und Dichtung als wirkliche Geschichte, und die Hofhistoriographen und die höchst patriotischen Propheten, die diese Bücher geschrieben haben, hatten sicherlich nicht die Absicht, ihre Könige und ihre Vorfahren schlecht zu machen, sondern wollten sie vielmehr verherrlichen. Wenn sie uns nun weder so liebenswürdige und achtungswerte Charaktere zeigen, wie Homer, noch ein so reines, würdiges und schönes Familienleben, dafür aber viel scheußliche Greuelthaten, so kann der Unterschied doch nur daher kommen, daß beide ganz verschiedene Vorbilder vor Augen hatten.*)

*) Man sage nicht: Die Verfasser der alttestamentlichen Bücher erzählen zwar wahrheitsgetreu das Arge, das vorgefallen ist, aber sie stellen es als verwerflich dar. Sie thun das durchaus nicht mit allem, was wir heutigen verwerflich finden. Um nur ihre Auffassung der Sexualmoral zu erwähnen, so wird in den ältern Büchern die Polygamie mit keinem Worte gemißbilligt, der außereheliche Geschlechtsverkehr nur in Fällen, wo er eine Gefahr für die

In einem waren Hellenen und Juden einander ziemlich gleich, in der Vorstellung vom Tode und vom Jenseits. Je schöner das Leben, desto schrecklicher erschien ihnen der Tod, da sie nach ihm nichts angenehmes zu erwarten hatten. Verließ das Leben glücklich und dauerte es lange, so war man ja trotzdem mit seinem Schicksal zufrieden und wünschte sich nur einen leichten Tod vom sanften Geschöß des Apoll oder seiner Schwester. Wer aber, wie Achill, wußte, daß er, ohne zum rechten Lebensgenuß gelangt zu sein, jung sterben müsse, dem fraß grimmer Unmut das Herz. Daß die Seelen durch den Tod nicht vernichtet würden, davon überzeugte ihr Erscheinen im Traume. So giebt es denn wirklich ein Bild der Seele im Hades, ruft Achill, denn mir ist diese Nacht die des Patroklos erschienen! Die Seelen führen ein bewußtloses Schattendasein, können aber durch den Genuß von Opferblut zu vorübergehendem Bewußtsein erweckt werden und bejammern dann ihren elenden Zustand und den Verlust ihres Erdenglücks. Achill möchte lieber auf Erden Tagelöhner als Beherrscher des ganzen Totenreichs sein. Dieses wird bald in der Unterwelt gedacht, bald oberhalb der Erde auf deren Nachseite. Die wahrscheinlich später eingeschobne Erzählung vom Abstieg der Freier in den Hades zeigt uns die Seelen der Helden sich auf der Asphodeluswiese unterhaltend, also nicht bewußtlos. Diese Erzählung und die dem Menelaus gewordne Offenbarung, daß er als Gemahl des Götterkinds Helena nicht sterben, sondern in hohem Alter ans Ende der Erde entrückt werden soll, ins Elysium, wo den Menschen ein leichtes und angenehmes Leben beschieden ist, enthalten den Keim der spätern Vorstellung vom Elysium und von den Inseln der Seligen. Positiver Wein sind die Verstorbnen, auch die Sünder und Verbrecher, nicht unterworfen, ausgenommen einige wenige große Frevler; an orientalischen Geschmack erinnert nur die Strafe des einen Tityos, dem Geier die Leber fressen; die Henkerphantasie, die in Dantes Hölle ihre Orgien feiert, hat erst sehr lange nach Homer in Europa ihren Einzug gehalten.

Burckhardt nennt Sokrates einen heitern Pessimisten, das ist auch schon Homer und sind die homerischen Menschen; man darf diesen heitern und fröhlichen Pessimismus als die Grundstimmung des griechischen Gemüths bezeichnen. Der Hellene ist ein scharfer Beobachter und ein tiefer Denker. Er gewahrt

Religion bedeutete, und erst in den jüngsten Büchern, die unter dem Einflusse des Hellenismus entstanden sind, wird die Eisehe empfohlen. Nach meiner Erinnerung hat Emanuel Herrmann darauf aufmerksam gemacht, eine wie viel reinere Luft in den homerischen Gedichten weht, als in der durchschnittlichen mittelalterlichen Litteratur. Ich kann aber jetzt die Stelle nicht mehr finden und schreibe zum Ersatz dafür den Schluß seiner Studie: In Kulturkreise der Odyssee (in dem Buche: Sein und Werden) ab. Nachdem er die gewaltige Erweiterung des Kulturkreises seit Homer beschrieben hat, fährt er fort: „Was aber die geistige Kultur anbelangt, so erscheint die ganze Erde für das homerische Kulturwerk kaum groß genug. Niemals wird seine bildende, umgestaltende Macht auf die in jedem Individuum neu auflebende odysseische Zeit im Sinne und Herzen unsrer Jugend bis in alle künftigen Jahrtausende ein Ende nehmen. Durch diesen Kulturkreis muß eben jeder Geist geschritten sein, bevor er auf Bildung, auf Kultur überhaupt Anspruch machen darf.“

die Kürze des Menschenlebens, die Eitelkeit alles menschlichen Strebens, sieht, daß die Geschlechter der Menschen den vom Winde verwehten Blättern des Waldes gleichen, daß sehr viele, wo nicht die meisten Menschen mehr Leiden, Sorgen und Unglück als Glück erfahren, daß das Unglück nicht einmal immer verdiente Strafe ist, daß dem Feigen und Faulen mitunter derselbe Lohn und dieselbe Ehre zuteil wird wie dem Wackern, der sich rechtschaffen müht, daß Zeus die Pfeile der Feigen so gut zum gewünschten Ziele lenkt wie die der Tapfern, daß also die Bilanz des Lebens gleich Null oder ein wenig darunter zu sein scheint. Aber durch das traurige Ergebnis der Rechnung, die sein Verstand anstellt, läßt er sich keinen Augenblick weder die Freude trüben, die er zu genießen Gelegenheit hat, noch von der Arbeit oder der That abhalten, die ihm obliegen; der Pessimismus bleibt auf das Raisonnement beschränkt und bricht weder seinen Willen, noch verdüstert er sein Gemüt.



Les tronçons du glaive

(Fortsetzung)



Das Schwanenhäuschen ist unter der Bemerkung: trois jours après, à quelques kilomètres d'Orléans gedreht worden, aber wir ignorieren das und warten, bis einige Seiten weiter das 75. Mobiltgarderegiment bei Saint-Pérvy-la-Colombe wieder zum Vorschein kommt.

... Ein unfreundlicher kalter Morgen war über der Ebne von Beauce angebrochen und jagte seine Nebelschauer über die von Regenfäden durchzogene graue Landschaft um das Dorf Saint-Pérvy-la-Colombe. Seit dem Abend von Coulmiers war unausgesetzt derselbe Schnee und Regen gefallen; man hatte zehn Tage einformiges, schlechtes Wetter gehabt, das aus dem Erdboden einen Kotteich machte, durch die Kleider drang und die Seele in Wasser aufweichte. Eugène hatte zum Becken blasen hören, aber er hatte sich in der feuchten Wärme zwischen seiner Decke und seinem Strohlager wie eine Kaze zusammengeballt und ließ sich einen behaglichen Halbschlaf schmecken, während für sein Ohr die Weckrufe der Korporale und das Aufschlagen des Regens auf die Zelte wie traumweise verschwammen. Als er die Augen öffnete, war es Tag. Er schämte sich über sich selbst, rüttelte sich zusammen und rief, indem er den Kopf durch die Spalte der herabhängenden Zeltthüre steckte:

Ricard!

Der Bursche, ein junger Bauer von Bouvray, mit einem runden, pfliffigen, durch Sommerprossen wie ein Sieb gezeichneten Gesicht, entstieg einem Nachbarzelte, patzte durch das Rotmeer und holte ein am Fuße von Eugènes Zelt aufgestelltes Kasserol weg, das sich vermittelst einer klug erfundenen Traufenvorrichtung gefüllt hatte. Das ersparte doch wenigstens eine Arbeit. Das Kommando zum Wasserholen war eins der mühseligsten, oft mußte man das Wasser von weither holen, und so wenig auch die Leute davon für den äußerlichen Gebrauch aufgehn ließen, so war doch immerhin eine tüchtige Menge davon nötig. Da man in den